

Das Antistitium in Chur

Autor(en): **Walser, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **23 (1981)**

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Antistitium in Chur

von Peter Walser

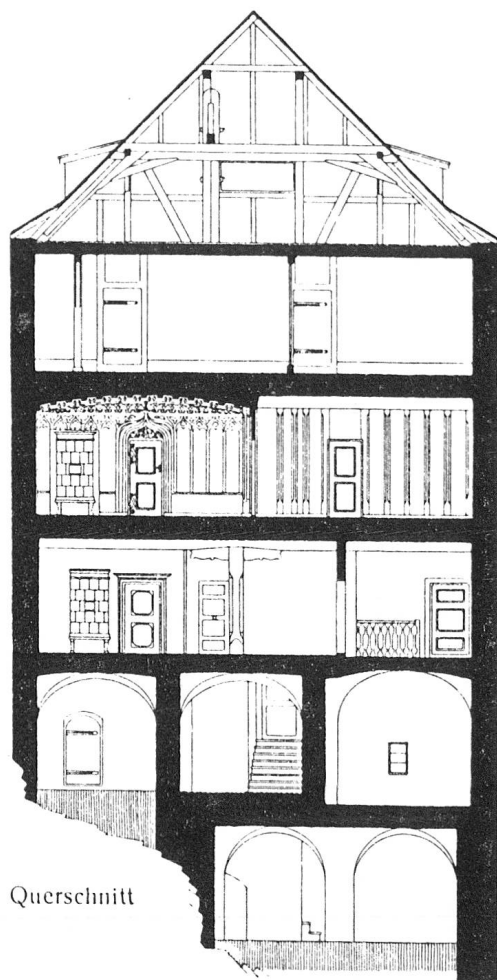
Die Amtswohnung meines Vaters Pfarrer Peter Walser, der von 1902–1938 in Chur wirkte und im Amt starb, bildete die häusliche Umgebung meiner Jugend bis zur Matura an der Kantonsschule. Das Antistitium ist eines der ältesten Häuser in der Altstadt und liegt an der Kirchgasse. Es bedeutete für die ganze Familie ein Erlebnis, als Erwin Poeschel mit dem jungen Architekten Max Jenny, einem Sohn des Zeichenlehrers an der Kantonsschule, den Bestand des Gebäudes 1922 fachtechnisch aufnahm und im Bürgerhaus der Schweiz (XIV. Band, II. Teil, Nördliche Talschaften, Zürich 1924) veröffentlichte.

Persönliche Erinnerungen

Leonhard Ragaz, der nachmalige Münsterpfarrer in Basel und Theologieprofessor in Zürich, schildert das Antistitium, das er als Churer Stadtpfarrer von 1896 bis 1902 bewohnte, «als wenig tauglich. Es enthielt viel Raum, aber zum Teil mehr für Mäuse und Marder als für Menschen. Die finsternen Aufstiege und mit Steinplatten belegten breiten Gänge bildeten für den Haushalt wenig erbauliche Objekte. Der gegen die Kirche gelegene Teil des Hauses war vollkommen sonnenlos und dazu finster, die nach Süden gekehrte Seite sonnig und hell, aber primitiv. Ich hatte mein Studier- und Schlafzimmer einsam im ersten Stock. In diesem Antistitium haben wir vieles erlebt, Liebes und Leides» (Mein Weg, I. Band, Zürich 1952). Wie dieses Haus auf die noch empfindsamere Seele eines Kindes sich ausgewirkt hat, erfahren wir aus einem Bericht über die Mitte des letzten Jahrhun-

derts: «Mein Grossvater (Paul Kind II. an der Martinskirche 1832–1859) wohnte damals im sogenannten Antistitium, dem zu St. Martin gehörenden Pfarrhaus. Es war ein uraltes Gebäude mit grossem, aber dunklem Treppenhaus, finsternen Korridoren und alten, dunklen Stuben und Kammern . . . Für mich hat das düstere Haus stets etwas Unheimliches behalten. Bei Nacht fürchtete ich mich vor all den dunklen Winkeln, aus denen mich lauter Gespenster angrinsten. Wenn wir bei Grossvater waren, schliefen wir Buben auf einer Estrichkammer mit einem kleinen hochgelegenen Dachfensterchen. Ich erinnere mich, dass mich die aufgeregte Phantasie einmal aus dem Bett aufjagte und an das Fenster trieb, wo ich aus Leibeskräften mir das unheimliche Gefühl der Gespensternähe aus der Seele zu brüllen versuchte.» (Paul Hieronymus Kind, Pfarrer in Schwanden, Erinnerungen aus meinem Leben, Maschinenschrift, 1907.)

Meine Eltern schätzten das Antistitium um seiner Tradition willen, ohne selbst Ansprüche auf neuzeitliche Erleichterungen zu stellen. Der Traum meiner Mutter war die Errichtung einer Waschküche in einem der drei ebenerdigen Gewölbe, doch dazu kam es nicht, so dass wir im Haus Pestalozza an der Rabengasse, das mein Urgrossvater erworben hatte, oder draussen in St. Margrethen (heute Garage Dosch), wo meine Nana später wohnte, zweimal im Jahr die Buuhi (Wäsche mit Aschenlauge) besorgten, wobei ich mit dem Handwägeli die selbstgesponnenen Leintücher hin und zurück zu fahren hatte. Wir liebten den kleinen Garten gegen Sü-



den, der 1893 für den blinden Pfarrer Rudolf Grubenmann aus dem Nachlass von Fräulein Elise Bavier samt dem angrenzenden Hausteil an der Kirchgasse, wo kürzlich die sogenannte «Hasenstube» freigelegt wurde, von der Kirchgemeinde gekauft worden war. Zur Zeit von Johannes Gantner (1596–1605) hatte zur Pfrund von St. Martin ein Baumgarten beim oberen Tor und ein Gütli an der Ringmauer gehört. Antistes Paul Kind II. wurde nach seiner Demission eine lebenslängliche Nutzniessung des bisher zum Pfrundgut gehörenden Weingartens zugesprochen. In unserem Garten waren die Blumen- und Gemüsebeete mit Buchs eingefasst, und in der Südwestecke gegen die Jochstrasse mit der hohen Mauer stand ein verträumtes hölzernes Gartenhäuschen. Alte Birnensorten reiften heran. Über den vorbeirauschenden Mühlbach beugte sich ein grosser Apfelquittenbaum, der allerdings seine reifen Früchte oft in den

grauen Wasserlauf plumpsen liess. Dieser Bach bildete für uns Kinder nicht nur eine gewisse Gefahr des Hineinfallens wegen, sondern auch als problematischer Durstlöcher und in abgestelltem Zustand als Durchgang mit allerlei wunderlichen Fundgegenständen.

Der Name Antistitium

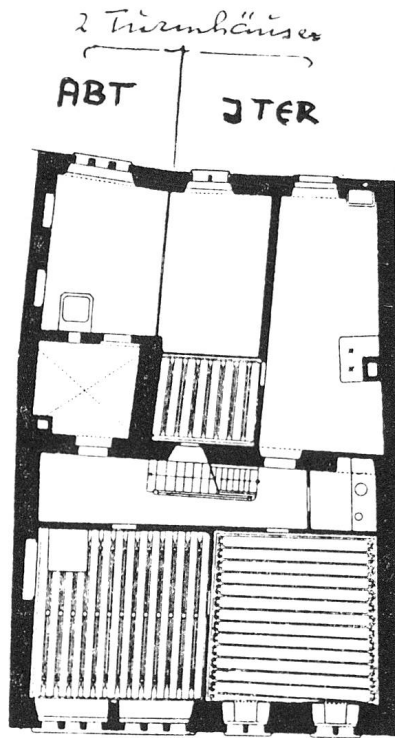
Die Bezeichnung Antistes kennzeichnet innerhalb des Protestantismus eine Eigentümlichkeit des schweizerischen reformierten Kirchenwesens. So ist der Hauptpfarrer in den Kirchen von Zürich, Basel, Schaffhausen, St. Gallen und Graubünden anzutreffen. Die wichtigste Befugnis eines Antistes war wohl jenes «kirchengeschichtliche Unicum in Zürich» (Fritz Blanke), dass während 267 Jahren von 1531 bis 1798 der Antistes jederzeit unangemeldet auf dem Rathaus erscheinen durfte, wenn politische, wirtschaftliche und soziale Probleme in Beratung standen, um seine «Fürträge» vom Wort Gottes her zur Diskussion zu stellen. In Chur galt bis 1859 der Pfarrer zu St. Martin als Oberstpfarrer. Mit dem Rücktritt von Paul Kind II. wurden die Unterschiede zwischen dem ersten und zweiten Stadtpfarrer und dem Freiprediger aufgehoben und alle drei gleichgestellt. Bis dahin wirkten an der Martinskirche im ganzen zwanzig Antistes.

Jahrhundertlang hatte es keiner Pfarrwohnung bei der Martinskirche bedurft, denn der Inhaber dieses Pfarramtes war immer einer der Domherren, und diese hatten ihre Häuser auf dem Hof. Der Domprobst war verpflichtet, die Gemeinden der beiden Stadtkirchen St. Martin und Regula einem der Domherren zu übertragen. Aber 1506 war die Pfarrei zu St. Martin dem fremden Kleriker Dr. Laurenz Mär von Feldkirch übertragen worden. Möglicherweise hatte keiner der Domherren Lust und Fähigkeit, die arbeitsreiche Pfarrei mit Predigtendienst und Seelsorge persönlich zu übernehmen. Damals muss eine Wohnung nördlich von St. Martin bezogen worden sein, die dann auch Comander zugewiesen wurde. Der Rat der Stadt schaltete sich nun selber in die Beratungen über die Nachfolge von Mär ein, denn man wollte ver-

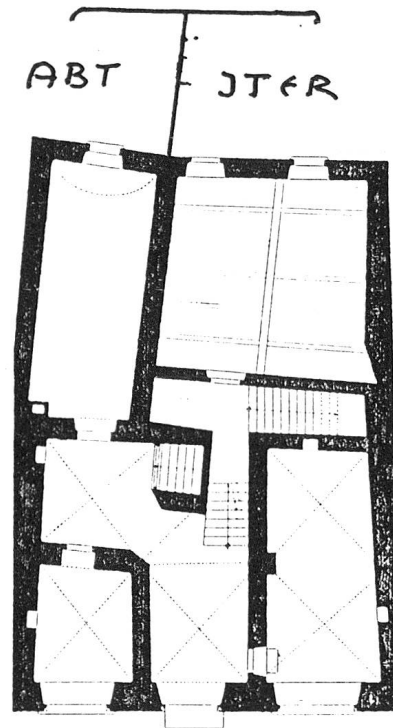
hüten, dass wieder ein Ausländer, und das heisst praktisch ein Österreicher, in das wichtige städtische Amt gewählt werde. Mit Johannes Comander, seit die Maienfelder Herrschaft an Bünden übergegangen war, konnte ein Landsmann gewonnen werden. Comanders Churer Wohnung wurde seinen Nachfolgern nicht

Bestandesaufnahme 1922

Als zehnjähriger Knabe hörte ich Erwin Poeschel sagen, der gotische Grundriss sei noch intakt erhalten, abgesehen von der später eingefügten Treppe im zweiten Stockwerk. Dieser Bestand ist mir noch gegenwärtig, so dass ich den geneigten Leser zu einem Rundgang einladen



Zweiter Stock



Erdgeschoss

mehr zugemutet. Sein erster Nachfolger Johannes Fabricius Montanus scheint das alte Pfarrhaus noch gesehen zu haben, denn er schreibt an Heinrich Bullinger in Zürich, Comander habe «modo raetico» gewohnt, was das heisse, müsse man an Ort und Stelle erfahren (Wilhelm Jenny, Johannes Comander, I, S. 106, Zürich 1969). Nach Aussagen von Frau Dora Möhr-Clavadetscher führte von den Grundmauern dieses Hauses ein Gang nach dem Hof hinauf, den Erwin Poeschel noch stückweise betreten konnte. Heute heisst der ehemalige Möhrenstutz nun Comandergasse.

möchte, um die zeichnerische Bestandesaufnahme von Jenny/Poeschel zu umschreiben.

Durch die gotische, mit Scalärschiefer eingerahmte Haustüre mit einem kleinen Lichtfenster oben gelangt man von der Kirchgasse her in eine Halle. Von der Decke baumeln Rundhaken herab, welche den einstigen berittenen Besuchern beim Absteigen vom Pferd gedient haben. Auf beiden Seiten befinden sich zwei Gewölbe, ein kürzeres zur linken und ein langgezogenes zur rechten Hand. Ein nochmals langes Gewölbe erstreckt sich im Hintergrund der Halle nach der Südseite hin. Man fragt sich, ob diese Gewölbe-

räume als Stallungen gedient haben. Vor dem Bau der Schneiderzunft 1602 wurden die Pferde auf der Ostseite in einem Hof abgesattelt. Die Gewölbe konnten auch als Vorratsräume benützt werden. Vor unserer Zeit hat einmal ein Sattler hier seine Werkstätte bezogen. Vom hinteren Teil der Halle führt eine guterhaltene Treppe zum tiefen Keller westwärts hinab. Dieser ist sehr geräumig. Die Mauern tragen Brandspuren von 1464. Der zweite Stadtbrand von 1574 hat das Haus nicht mehr erreicht. Hinter der Treppe erregt eine mit Ziegeln zugemauerte Wand unser Interesse. Es handelt sich wahrscheinlich um einen Zugang nach einem Fluchtkorridor auf den Hof. Zu gerne hätten wir ein «Sesam öffne dich» ausgesprochen.

Gegenüber der Eingangstüre von der Kirchgasse her führen von der Halle einige Stufen zu einem seltsamen Zwischengeschoss nach Süden hinauf, bedingt durch den Felsen, der unter dem niedrigen Holzschopf mit einem kleinen Fenster und einer Türe nach dem Garten hin die einstige Raumplanung erschwert hat. Die Treppenstufen wenden sich von hier aus nach rechts hinauf zum ersten Stockwerk. Hier leitet eine Galerie südwärts zu einem schmalen Vorraum, zum Studierzimmer und weiter durch den massiven Alkoven zur Nebenstube.

In diesem Studierzimmer arbeitet unser Vater an seinem Schreibtisch unter einem grossen Zwinglibild an der Wand, auf dem unter dem Portrait mit den kräftigen Schriftzügen des Reformators zu lesen steht: «Kummend zu mir alle, die arbeitend und beladen sind, ich will üch ruow machen.» Leonhard Ragaz hatte an derselben Stelle, wie dies eine persönliche Foto festhält, als Vorgänger meines Vaters ein Lutherbild aufgemacht. In diesem Sprechzimmer gehen viele Leute aus und ein mit ihren Freuden und Leiden. Der Vater schreibt die Predigt schon in der Mitte der Woche abends und lernt sie am Samstagmorgen pflichtbewusst auswendig. Auch wir Kinder dürfen uns zeitweise hier aufhalten, wobei uns der Duft von Tabak und Büchern geheimnisvoll umgibt. Einen Überblick über die ganze Tätigkeit in Kirche, Schule und Gemeinnützigkeit gibt Gustav Bener mit folgen-

dem Gedicht zum 30jährigen Dienstjubiläum im Oktober 1932:

«Dreissig Jahr zu St. Martin predigen
 Alten Sündern und jungen Ledigen,
 Ehrlichen groben Realisten,
 Auch sogenannten frommen Christen,
 Dazu braucht es schon Petrus den Fels
 Mit einem doppelhäutigen Pelz,
 Walser von Seewis im Prättigau
 Mit seiner tapferen mutigen Frau.
 Mög es noch ein Dezennium so bleiben
 Unter Augustos diffusen Scheiben.
 Dann ist ein grosses Tagwerk vollbracht,
 Und es meld' sich, wer's besser macht.
 Preis und Dank drum dem edlen Paar,
 Im Antistitium und im Talar.»

Michael Valèr hatte schon zur Halbzeit dieses Dienstes in der Churer Gemeinde festgehalten: «Unter den in neuester Zeit gewählten Geistlichen hat sich Peter Walser von Seewis als derjenige erwiesen, der am längsten in unserer Stadt aushielt und am innigsten mit derselben verwachsen ist. Dies beweist schon der Umstand, dass er Bürger von Chur wurde» (Die evangelischen Geistlichen an der Martinskirche in Chur, Chur 1919). Im gleichen Zimmer bearbeitet Pfarrer Wilhelm Jenny seit 1942 die Predigten von Johannes Comander. Bei der Erforschung der Churer Predigtgeschichte ist ihm die wertvolle Entdeckung auf der Kantonsbibliothek gelungen, dass die nach dem Katalog Georg Saluz zugeschriebenen Predigten über Texte aus dem Lukasevangelium aus der Feder von Comander selbst stammen, wie sie so zu St. Martin 1545 auf 1546 gehalten worden sind (Churer Predigten, Zwingliana Bd. VIII, Heft 2, 1944, Der Hirte, Chur 1945).

Auf demselben Boden des ersten Stockwerkes liegt nach Norden das sogenannte Schulzimmer, ein mit zwei Fenstern versehener grosser Raum, zu dem man über den breiten Gang mit einer Sitznische vor der Tür gelangt. Unsere Bündner Schriftstellerin Tina Truog-Saluz erzählt «Im Winkel», wie hier im letzten Jahrhundert vom Herrn Obristpfarrer Kinderlehre gehalten worden ist. Er wagt sich ungeschickterweise an die Legende vom Ritter Martin, weil das Relief am Turm die beiden Mädchen Perpetua von Salis

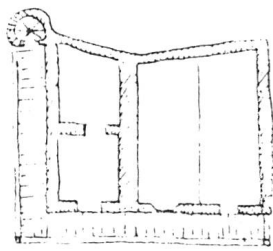
und Meta Kobelt beschäftigt. Diese Kinderlehre hat dann ein unvorhergesehenes Nachspiel, indem die beiden die Erzählung in die Tat umsetzen und das schöne Wintermäntelchen im Garten des roten Hauses im Süswinkel zerschneiden. In diesem Raum, nun als Gemeindestube bezeichnet, wird heute wieder Unterricht erteilt. Meinen Eltern dient er für den Bazar der Ostasienmission, auf den hin ein Frauenkreis unter Anleitung meiner Mutter eifrig Handarbeiten herstellt. Hier werden auch die selbst geschneiderten Maiensässkostüme anprobiert und ausgeliehen, wobei jedes Schulkind wünschen darf, was es gerne hätte.

Eine schmale steile Treppe führt ins zweite Stockwerk hinauf. Es ist die von älteren Besuchern so benannte «Himmelsleiter», ein Aufstieg, der offensichtlich nicht zum ursprünglichen Bestand gehört, sondern vom grossen Raum des Schulzimmers erst später abgezweigt worden ist, was auch der abgesägte Balken auf mittlerer Höhe der Treppe verrät. Gegenüber befindet sich erhöht das seltsame Gitterfenster innerhalb des Hauses. Zwei prächtige gotische Stuben öffnen sich hier nach der Nordseite. Wir betreten zuerst die reicher ausgeschmückte, deren Fensterwand in der ganzen Breite von zwei dreigliedrigen Reihenfenstern durchbrochen wird. Die Nischen gehen bis zum Boden und werden mit Stichbogen überwölbt. Den Sturz der Fensterbogen trägt ein viereckiger Pfeiler, an dessen Kanten Rundstäbe laufen, die zum Schlussstein führen. Die Türe gegenüber zeigt ein besonderes Meisterstück aus der Zeit um 1480. Als Rahmen streben zwei profilierte Halbsäulen aufwärts, welche über dem Türrand einen Kielbogen bilden und in ein dreiarmiges Kreuz ausmünden. Die Füllung des Bogens weist Fischblasenornamente auf, wobei jeder der vier Kreise anders ausgeführt ist. Profilierte Vertikalstäbe, die oben von reichem Masswerk abgelöst werden, teilen das Täfer der Wand in einzelne Flächen auf. Diese Stäbe enden wie die Türsäulen in einem Kielbogen nach oben. Unten weisen diese Leisten nicht mehr den ursprünglichen Zustand auf. Vielleicht wurden sie durch Anbringung von Bänken später abgesägt, so dass ein Holzsockel von 55 cm rundum die Stu-

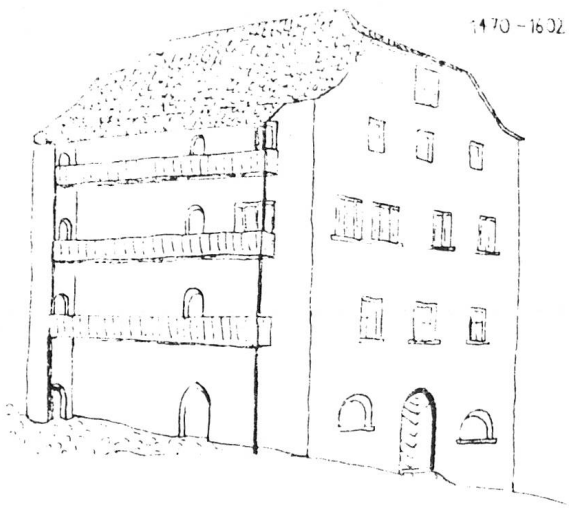


Die Südfront

be durchzieht (der 1962 in Angleichung an die gotische Stube im Haus Brandis entfernt wird, wobei man die Vertikalstäbe durch einfache Leisten bis fast zum Boden verlängert). Die Bogenwickel sind auf der Ostseite mit leeren Wappenfeldern, auf der Türseite mit Blattmotiven und auf der Westseite mit beiden Formen verziert. Über diesem Masswerk zieht sich auf der Eingangsseite ein Flachschnittfries mit einem Liliornament hin, westwärts ein Kleeblattfries, während gegenüber das Masswerk bis zur Decke reicht. Über den ganzen quadratischen Raum wölbt sich leicht eine Holzdecke, deren geschnitzte Tragbalken in den Raum hinausragen. Eine Lilienverzierung leitet über zu den profilierten Balken mit Kehle und Rundstab. In der Mitte der Decke werden sie von verschiedenen Blumenornamenten unterbrochen. Hier erkennen wir das Hausmarkenwappen des Dissentiser Abtes Johannes Schnagg und ein Werkzeugzeichen. Wann diese wunderbare gotische Stube, wohl erst in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, so kunterbunt bemalt (nach Leonhard Ragaz «angestrichen») worden ist, entzieht sich unseren Wissen. Zum Glück scheut man bei der zweiten Renovation des Antistitiums 1962 dann weder Mühe noch Kopfweh noch Kosten, um beide Stuben abzulaugen, wobei man auf dem Pfeiler des Fenstersturzes den Namen Saluz (Dekan Georg Saluz, Pfarrer



bis 1464



1470-1602

Rekonstruktion von Ursula Jenny

zu St. Martin 1606–1645) eingeritzt findet. Schreinermeister Hartmann ergänzt 1922 zu unserer Freude das Osttäfer von der Mitte bis zum Ofen hin. Dabei entdeckt man, dass hinter dem Wandschrank ein zugemauertes Fenster zum Vorschein kommt, auf dessen Verputz farbige Spuren von Fresken und eine Zeichnung sich feststellen lassen. In einen Kreis sind neun Felder gelegt, teilweise beschriftet, lesbar noch: cur, abit, be, big. Es scheint sich dabei um ein Bilderrätsel oder um ein Spiel von 1602 zu handeln, als man sich genötigt sah, beim Bau der Schneiderzunft auf den Lichteinfall und den Zugang von der Laube her zu verzichten.

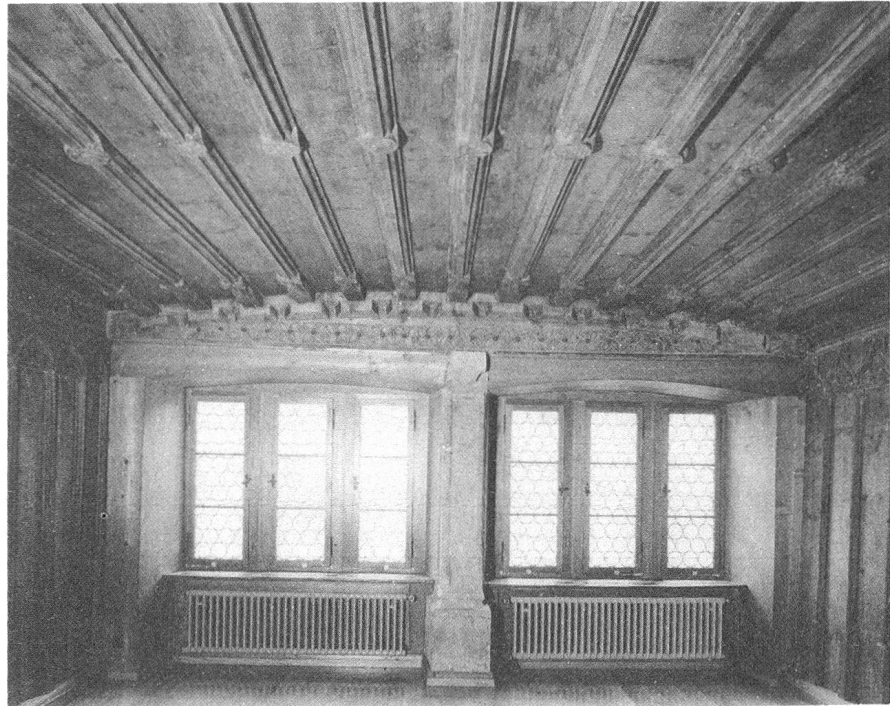
Die Nebenstube, unser Esszimmer (heute Studierzimmer), weist ebenfalls gotische Schnitzereien auf, wobei aber nur die Ostseite und die Decke verziert sind. Dieser Raum ist offenbar in bewusster Kontrastwirkung zum Hauptraum durchgebildet worden, wobei ohne ersichtlichen technischen Grund die Deckenbalken hier quer

zu der Ausrichtung im Prunkraum verlaufen.

Der südliche Teil im zweiten Stockwerk ist bestimmt älteren Datums, aber leider weniger gut erhalten. Durch einen massiven Vorraum, gleich dem im ersten Stockwerk, hier noch mit kräftigen Türangeln vom Gang her versehen und ebenfalls nach der Ostseite hin zugemauertem Fenster, gelangt man zum grünbemalten Kinderzimmer. Das Täfer ist hier, wie auch im angrenzenden schmalen Elternschlafzimmer, von späterer Herkunft. Darauf folgt ein kleiner quadratischer Raum, von dem aus das oben erwähnte vergitterte Fenster auf das Treppenhaus schaut. Eine Tür führt seitlich zur langen schmalen Küche mit einem Fenster auf der Südseite, wo rechts eine gewölbte Nische einst auf den Sitz hinausführte, zu dem auch ein Kaiser zu Fuss geht, wie man im Volksmund sagt. Ein abgesägter Balken an der Aussenwand deutet ebenfalls darauf hin, dass die Wasserspülung einst vom unten dahinfließenden Mühlebach übernommen worden ist. Aus der Küche gelangt man an einem Alkoven vorbei, der uns als WC und als Dunkelkammer für unfolgsame Kinder dient, auf den Gang und zur Treppe nach dem oberen dritten Stockwerk. In diesem Alkoven findet sich eine Nische, die der darüber befindlichen Rauchkammer auf dem Estrich entspricht, was darauf hindeutet, dass sich hier einst eine Kochstelle befunden hat.

Über eine äusserst steile und schmalstufige Holzterrasse, welche mit einer gepflasterten Decke aus Rücksicht auf Brandgefahr überwölbt ist, gelangt man zu den zwei unausgebauten Estrichböden, einer Platzverschwendung sondergleichen nach heutigem Empfinden. Nach Süden erstreckt sich ein offener Raum mit kleinen Fenstern. Rechts ist eine Ecke für eine Mägdekammer abgegrenzt, ohne elektrisches Licht, Wärme und Wasser, was man schon 1922 keinem Menschen mehr zumuten darf. Die nördliche Seite wird in zwei ehemalige Gesindekammern aufgeteilt. Die Trennungswand aus rohen Brettern reicht nur bis zu den herabhängenden Deckenbalken. Zu unserer Zeit sind diese Wände mit vergilbten Blättern aus Rechnungsbüchern beklebt, weil zeitweise Metzger aus der Stadt hier das Bindenfleisch zum Trocknen auf-

Gotische Stube
Foto: Kantonale
Denkmalpflege



gehängt haben. Welch ein Gegensatz zwischen diesen lieblosen Gesinderäumen und den beiden Prunkstuben im Stockwerk darunter! Wir bestaunen als Kinder im vorderen Raum ein grosses Modell der Martinskirche, welches hier magaziniert ist. Unter Voraussetzung, dass der neugotische Turmabschluss von 1889 schon entfernt worden ist, kann man zwei Varianten ausprobieren, einmal den wieder hergestellten originellen Aufsatz mit Wächterstube von 1534, gekrönt mit einer niedrigen kuppelartigen Haube und nadeldünnen Spitze oder zum andern den heutigen aufragenden Spitzhelm, der zum eigentlichen Wahrzeichen von Chur geworden ist, als man 1917 die Martinskirche renovierte. Der obere Estrichboden nimmt sogar die ganze Fläche des Hauses ohne jede Unterteilung ein. Gegen die Kirchgasse lässt sich ein grosser Verschlag öffnen, durch welchen man mit der dahinter stehenden Seilwinde Holz aufziehen konnte. Auf der Südseite gibt ein breites niedriges Fenster ein wenig Licht. Hier wurden die Dörrwagen für das Obst ins Freie nach der Sonne ausgeführt. Der nicht mit Brettern unterzogene Dachstuhl, so dass man die Ziegelreihen sieht, trägt ein Walmdach. Der Dachstock

nimmt keine Rücksicht auf die Knickung an der südlichen Hausfront. Er wurde erst später unorganisch aufgesetzt. Der Giebel steht in der Mitte vor und tritt auf den Seiten zurück. Damit haben wir unsern Rundgang durch das Antistitium im Zustand von 1922 mit seinem gotischen gut erhaltenen Grundriss beendet, das durch zwei notwendige Renovationen in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts verändert, doch auch bedeutend wohnlicher geworden ist.

Baugeschichte

Die Anfänge liegen im Dunkeln. Es handelt sich um zwei Turmhäuser aus dem 13. Jahrhundert, die gegen die Südseite gleichzeitig als Stadtmauern zu dienen hatten. Die Disentiser Synopsis (als Auszug aus den verbrannten Annalen, verfasst von Abt Adalbert III. Defuns, 1696) berichtet uns erst Genaueres. Dieser gemäss kaufte Abt Johannes Schnagg am 3. Juli 1470 (in Perviglio S. Udalrici) das Haus des Johannes Iter in Chur, das zwischen der Stadtmauer und der St. Martinskirche und nahe dem andern Disentiserhaus lag (wobei die pluralistische Form aedes mit Haus singularisch zu über-

setzen ist). Dafür bezahlte der Prälat 42 rheinische Gulden, ein Preis, der heute kaum mehr nachzurechnen ist. Es handelte sich um ein vom Brand 1464 zerstörtes Anwesen. Der Abt hat dann beide Gebäude zu einem einheitlichen Neubau zusammengezogen und die gotischen Stuben errichten lassen.

Von der Person dieses Abtes wissen wir, dass er von 1464–1497 amtierte und aus dem Gebiet von Augsburg stammte. Trotz dieser Herkunft führte er bewusst die bündnerisch-patriotische Einstellung seiner Vorgänger weiter.

Auch in Ilanz baute er den abgebrannten Klosterhof wieder auf, wie dies der Wappenstein von 1483 belegt (Iso Müller, Geschichte der Abtei Disentis, Zürich-Köln 1971). Im Churer Haus dürfte sich der Schwaben-Abt vielfach aufgehalten haben, wo er seine Eingaben an den Bischof verfasste. Die Ausstattung der beiden Sitze in Chur und Ilanz beweist deutlich den regen Baueifer und künstlerischen Sinn des Johannes Schnagg, der als ein typisch spätfeudaler Prälat charakterisiert werden kann. Das Kloster hatte jedoch dieses Haus nur kurze Zeit inne, da es sich schon 1529–1557 in den Händen von Hans Capol befindet, wahrscheinlich einem Verwandten des früheren Besitzers Hans Iter. Im Todesjahr Comanders, 1557, wird es an die Stadt als Amtswohnung für St. Martin verkauft. Über den weiteren Verkauf liegen keine Urkunden vor. Wir sind auf Beobachtungen im Antistitium selbst angewiesen.

Nach eingehenden Untersuchungen von Ursula Jenny (Das Antistitium, Seminararbeit, Maschinenschrift, 1957) waren die beiden Gebäude nur halb so tief wie das heutige Antistitium. Die Trennungswand zwischen dem Iterschen und dem Disentiserhaus ist im ersten Stock heute noch erkennbar, wo eine tiefe Verbindungstüre zwischen dem Studierzimmer und der Nebenstube durchgeht. Auch von der Südwand von aussen her ist die Trennungsstelle sichtbar, da die Front hier eine kleine Knickung zeigt. Damit ergibt sich, dass das eine der beiden Häuser, im Zustand der ehemaligen Turmhäuser, zwei Räume hintereinander aufweist nach Osten, dem Kloster Disentis schon gehörend. Das andere, doppelt so breit mit zwei Räumen

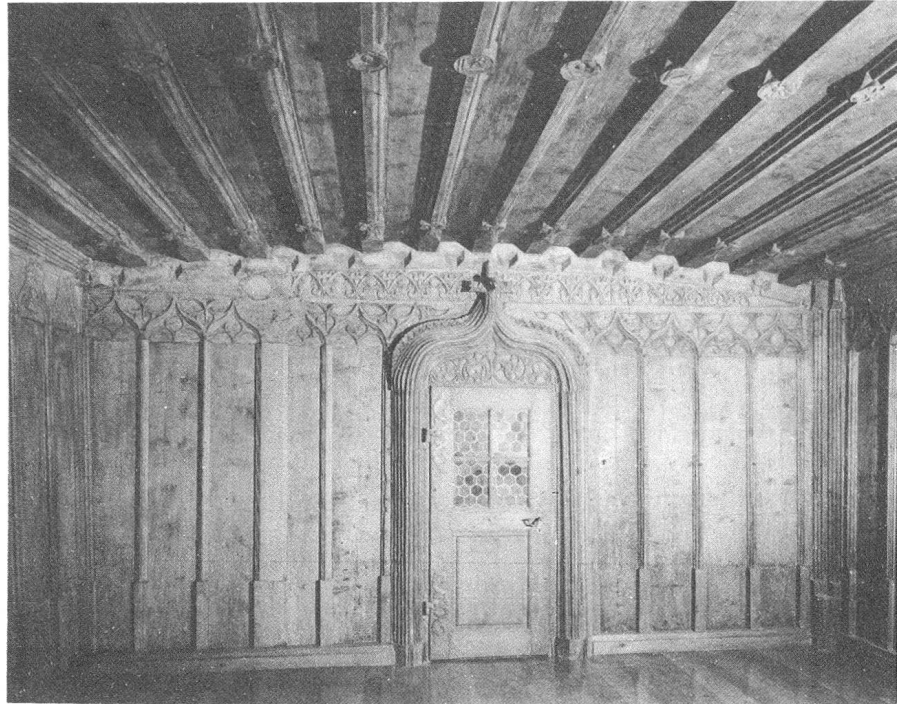
nebeneinander nach Westen, stammt aus dem Iterschen Besitz. Zufolge der Bauwelle nach dem Brand von 1464 vergrössert der Disentiser Abt den Bestand.

Johannes Schnagg fügt den beiden ihm nun gehörenden Wohntürmen ein Vorderhaus an. Die früheren Laubengänge an der Seite der Kirche hin rücken damit ins Innere und werden zu Korridoren. Damit umfasst das Gebäude ein gewölbtes Erdgeschoss und drei Oberstockwerke. Der Treppenturm bei der nachmaligen Schneiderzunft ist älter und gehört darum zum herwärtigen Gebäude, was von der Südfront her gut ins Gesamtbild passt. Ursula Jenny hat zudem eine noch ziemlich deutlich erkennbare Türöffnung festgestellt, die in den Vorraum der Gesindekammern führte. Nach dieser Rekonstruktion gingen Lauben von der Ostseite her nach der Nordseite, womit beide Hausteile zugänglich wurden. Der Abt behielt den Treppenturm bei seinem Einheitsbau, wobei die Lauben auf der Ostseite zu neuen Eingangstüren führten, während die Nordlaube zufolge der Erweiterung der Hausfront wegfiel, indem deren Durchgänge zu Korridoren innerhalb des Neubaus wurden. Im Unterschied zu Ursula Jenny nehme ich an, dass die Lauben erst zum zweiten und dritten Stockwerk auf der Ostseite führten. Der Eingang im Erdgeschoss bekam schon damals den rechtwinklig abgedrehten Aufgang zum ersten Stock.

Zwei verändernde Erneuerungen nach 1950

1906 wurde durch die Architekten Schäfer und Risch ein Umbau des mühsam zu bewohnenden Antistitiums und des abwärtsliegenden Hauses mit zwei Varianten geplant: entweder im Erdgeschoss zwei Läden, drei Wohnungen zu sechs Zimmern, mit einer vorgesehenen Bausumme von Fr. 100 000.– oder Abbruch und Errichtung von zwei Pfarrhäusern zu Fr. 95 000.– je mit Lichthof gegen die Schneiderzunft (Archiv der Kirchgemeinde). Zum Glück, sagen wir heute, kam es weder zur Ausführung des einen noch des andern Projektes.

1950/51 erfolgte durch Schäfer und Risch die geschickte Verlegung des Treppenhauses vom



Gotische Stube
Foto: Kantonale
Denkmalpflege

Eingang rechts hinauf zum ersten Stock, die Wiederherstellung der Breitfenster beidseits der spitzbogigen, mit Kehle und Pyramidenanlauf versehenen Haustüre, der Einbau von zwei WC, einer Zentralheizung für Kohle und einem Sitzungszimmer im Parterre (heute Büro der Gemeindehelferin Fräulein Heidi Kind, aus der Familie der beiden Antistes Paul Kind I., 1792–1802, und Paul Kind II., dem wir oben als letztem Obristpfarrer begegnet sind), nachdem der harte Fels unter dem früher höher liegenden Holzschopf gesprengt werden konnte. Im ersten Stock wurden im ehemaligen Schulzimmer die schönen Tragbalken freigelegt, die später eingezwängten störenden Kästen entfernt und eine ansprechende Gemeindestube geschaffen. Im zweiten Stockwerk konnte der zu langen Küche ein Vorraum als Badezimmer abgezweigt werden. Im dritten Stock wurden drei Schlafzimmer nach Süden ausgebaut und die Nordfront durch Entfernung des Besenwurfes wieder hergestellt. Bisher jahrhundertlang ungenützter Raum steht damit für die Gemeinde und Pfarrfamilie mitten in der Altstadt zur Verfügung. Für mich war es nun jeweils ein eigenartiges Erlebnis, in den Räumlichkeiten, wo ich als Kind Holz aufgeschichtet und Kohlen für die

Öfen geschaufelt hatte, als Dekan Sitzungen des Kirchenrates von Graubünden zu leiten.

1962 folgte die zweite Etappe nach dem Rücktritt von Pfarrer Wilhelm Jenny und vor dem Einzug von Pfarrer Werner Form. Ich beziehe mich auf die Pläne von Architekt Otto Manz-Hunkeler, die mir freundlicherweise zur Einsicht überlassen worden sind. Ein Tankraum wurde im Keller eingebaut, die Zentralheizung auf Öl umgestellt und im ersten Stock eine Zweizimmerwohnung nach Süden eingerichtet, die heute dem Sekretariat der Kirchgemeinde zur Verfügung steht. Im zweiten Stockwerk schuf man einen grossen Ess-Wohnraum nach Süden durch Niederlegung der Zwischenwände, legte die Holzdecke im Alkoven frei und wagte sich an das Ablaugen der beiden gotischen Stuben, so dass nun das Nussholz eine wohltuende Wärme ausstrahlt. Der Aufgang zum dritten Stock wurde in den Gangalkoven links verlegt, und darüber konnten zwei Schlafzimmer nach Norden ausgebaut werden. Das Antistitium steht unter Denkmalschutz.

Eine dritte Bauetappe liesse sich ins Auge fassen, wenn man dank den heutigen Isoliermöglichkeiten den obersten grossen Estrichraum ausbauen würde, wie dies im ehemaligen Haus

Reydt am Anfang der Kirchgasse in den letzten Jahren mit Einbezug des holzreichen Dachstokes aufs schönste gelungen ist.

Bewohner und Gäste

Johannes Fabricius wird als Nachfolger von Johannes Comander der erste Pfarrer, der auf unserer St.-Martins-Kanzel predigt und ebenfalls auch der erste Bewohner des Hauses südlich der Kirche, das fortan als Antistitium bezeichnet wird. Auf ihn folgt Tobias Egli, der den Stadtbrand vom 23. Juli 1574 miterleben muss und in einem ausführlichen Brief an Heinrich Bullinger nach Zürich darüber berichtet. Um das Antistitium und die Nachbarhäuser zu retten, wurden möglichst schnell die Schindeln von den Dächern entfernt. Man war besorgt, «dass meine Bücher und Armütthlein in den Keller kame, sonst hätte ich kaum den 10. Theil meiner Büchern mögen hinabbringen, dann ich gar müd worden von wegen unserer langen Stegen und darbey immerdar müsste des herzunahenden Feuers entsitzen» (Brief Nr. 434). Der einsetzende «Schalkwiker Wind» trieb die Flammen zurück ins bereits brennende Gebiet der Stadt, so dass Kirche und Antistitium die Katastrophe überlebten.

Wir versagen es uns, auf die späteren Bewohner einzugehen, da Hans Berger diese kennzeichnet und ihre Amtszeit an der Martinskirche umschreibt (Evangelisch Chur, S. 61 ff, Chur 1978).

Wir greifen zurück auf die Zeit des Abtes mit der Frage, ob vielleicht Martin Luther an der Kirchgasse auf seiner Romreise ein Nachtquartier gefunden hat. Erwin Poeschel weist auf die in Chur gern erzählte Tradition hin. Diese entstand wohl etwas willkürlich, indem man von 1557 auf 1510 zurückschloss, vom evangelischen Antistitium auf einen Luther, der erst zum Reformator werden sollte. Irgend ein älterer Beleg für den Aufenthalt Luthers in Chur fehlt. Die Forschung ist sich nicht einig, ob ihn der Weg nach Rom über Chur geführt hat. (A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs, I, 1900, spricht sich für die Möglichkeit aus, Luther hätte den Gotthard

benützt, O. Scheel, Martin Luther, II, 1930, entscheidet sich für Luthers Weg über Chur nach dem Septimer. Diese These betrachtet er als «wahrscheinlichste».) Der junge Augustinermönch mag als wenig beachteter Bettelmönch von Kloster zu Kloster gezogen sein und kann sich daher in Chur mit ebensoviel Wahrscheinlichkeit in St. Luzi aufgehalten haben (Iso Müller, Z.A.K. 1940, S. 193).

Zur Zeit von Johannes Fabricius wurde das Antistitium zu einem geistigen Zentrum, wo mit den Gemeindegliedern Amtsbrüder, Bürgermeister und fremde Gesandte aus und ein gingen. Aus der Korrespondenz mit Heinrich Bullinger erfahren wir von einem Gelehrten, dem Naturforscher und Humanisten Conrad Gessner aus Zürich, der am 15. Juni 1561 in Chur ankam und wohl in der Amtswohnung des Freundes Fabricius übernachtete (Traugott Schiess, II. Nr. 352). Tags darauf wurde am Rhein botanisiert und auch dem Gärtchen von Fabricius ein Besuch abgestattet (Hermann Meili, Conrad Gessner und Graubünden, Jahrbuch 1980). Es besteht ein grosser Unterschied zwischen Fabricius und jenen Bündner Prädikanten des siebzehnten Jahrhunderts, welche die Leitung der ganzen Politik an sich zu reissen bemüht sein werden, denn er suchte nur insoweit, als es das Interesse der von ihm vertretenen Kirche und ihre Lehre zu erfordern schien, Einfluss auf die Entscheidungen zu üben, beschränkt sich aber im übrigen auf sein Amt in treuer Pflichterfüllung, bis er, erst 39 Jahre alt, an der Pest starb.

Aus der Zeit meines Vaters erinnere ich mich an einen ungarischen Bischof, der Mitte der zwanziger Jahre nach Chur kam, um Auskünfte über Antistes Johann Jakob Vedrosi, der von 1662 an vierundvierzig Jahre an der Martinskirche wirkte, einzuholen. Wir Kinder waren erstaunt, wie die beiden Männer sich des Latein als Mittelsprache bedienten. Ich bekam den Auftrag, den Wappenstein Vedrosis, der sich auf dem Scalettafriedhof zur linken Hand befindet (heute Stadtgarten), und das Portrait im Hause Capeller am Kornplatz zu fotografieren.

Albert Schweitzer meldete sich bei meinen Eltern für einen Vortrag auf den 22. Oktober 1921 an. So lernten wir zunächst seine kleine

steile Handschrift kennen und waren gespannt auf die erste persönliche Begegnung. Anders als wir erwartet hatten war auch seine Stimme. Bei der grossen und wuchtigen Gestalt hätte man eher einen kräftigen Bass vermutet als die fast unmännlich hohe und dazu heisere Stimme. Er strahlte eine grosse Güte und Weisheit aus und war von gewinnender Bescheidenheit. Das zweite Mal kam der Urwalddoktor auf den 28. Mai 1922 nach Chur. Sein Bachkonzert hinterliess einen tiefen Eindruck. Allseitig wünschte man, bei nächster Gelegenheit sowohl einen Vortrag als auch ein Konzert von und für Schweitzer durchzuführen. So reiste Albert Schweitzer im Oktober 1928 für zwei Abende zu uns. Leider sollte es auch das letzte Mal sein, dass er in Chur weilte. Es beeindruckte uns sehr, wie er den ganzen zweiten Tag auf der Orgel übte, um das Letzte aus dem Instrument von St. Martin herauszuholen. Der Kirchenchor sang einige Choräle und Professor Cherbuliez wirkte als Cellist mit. Beim nachherigen Empfang in unsern beiden gotischen Stuben erzählte er von seinen Erlebnissen. Als er zum erstenmal nach Afrika ging, schickte er sich an, drei Opfer zu bringen: die Orgelkunst aufzugeben, auf eine akademische Lehrtätigkeit zu verzichten, seine materielle Unabhängigkeit zu verlieren und für sein weiteres Lebenswerk auf die Hilfe von Freunden angewiesen zu sein. Aber dann erging es ihm wie Abraham, als dieser seinen Sohn opfern sollte. Auch ihm wurde das Opfer erlassen. Das Schweitzer von der Pariser Bachgesellschaft geschenkte Tropenklavier mit Orgelpedal erlaubte es ihm, seine Orgelkunst weiter zu pflegen. Für die Lehrtätigkeit an der Universität Strassburg, die er aufgegeben hatte, wurde er dadurch entschädigt, dass er in den Hörsälen vieler Universitäten seine Gedanken vortragen konnte. Die materielle Unabhängigkeit konnte er schliesslich durch sein Wirken auf der Orgel, mit der Feder und durch Vorträge neu erwerben. Während seiner Internierung als Elsässer zur Zeit des Ersten Weltkrieges hatte er seine Orgelspieltechnik damit erhalten, dass er auf Kistendeckeln Fingerübungen machte. In Afrika musste er oft auf Zeichen der Auswirkung sei-

ner Hilfe warten. Wenn die Schwarzen danken lernten – zuerst waren sie nur allzu oft sogar ohne ein Wort des Dankes weggegangen –, dann erst wies er sie auf Jesus hin, den «guten Häuptling», wie er zu sagen pflegte, der ihn nach Lambarene geschickt habe. Nach und nach erkannten sie freudig: «Der Doktor ist unser Vater und das Spital unser Dorf.»

Die Bündner Wohltäter Hermann Herold und Bundesrat Calonder als Testamentsvollstrecker von Anton Cadonau berieten sich mit meinem Vater, ebenso kirchliche und politische Behörden. Professoren der Universität Zürich und Missionare aus Deutschland kamen zu Besuch, Kollegen aus dem Kanton und Freunde von uns Kindern sassen am Familientisch. Für den Kreis der mithelfenden Frauen führte unsere Mutter die damals üblichen grossen Teeegesellschaften durch. Auch Augusto und Giovanni Giacometti waren unsere Gäste. Ich fragte mich in letzter Zeit etwa, was von all dieser persönlichen Aufgeschlossenheit und der häuslichen Arbeit übrig geblieben sei. Da traf ein Brief ein mit folgenden Zeilen: «Meine Frau und ich feierten heute, am 15. März 1972, ein seltenes Jubiläum. Es sind heute genau fünfzig Jahre her, da zwei schüchterne Kantonsschüler bei Dekan Walser zu einem festlichen Nachtessen geladen waren, dazu sämtliche Blaukappler, deren Eltern mit Walsers verbunden waren, eine grosse buntgemischte Schar.» Dieses Schreiben als Zeichen einer echten Dankbarkeit hat uns sehr gefreut. Meine Mutter führte ein Gästebuch, doch ohne die Geladenen damit zu belästigen. Eigenhändig notierte sie Personen und Speisen, letztere, um sich nicht zu wiederholen. Seit der Zeit des Abtes Johannes Schnagg hat ein guter Geist über dem späteren Antistitium gewaltet. Von ihm heisst es: «Er war praktisch veranlagt, interessierte sich um Haus und Küche und verschmähte Glanz und Pracht nicht» (Iso Müller). Glanz und Pracht strahlen bis heute die beiden wunderbaren gotischen Stuben aus, wohl die schönsten in Chur. Haus und Küche beziehe ich dabei auf die wohltuende Wärme der fortgesetzten Tradition mit geistiger Offenheit und gepflegter Gastfreundschaft.